

Predigt zum Reformationsjubiläum - 1 Korinther 3,5-11

Caroline Schröder Field

Paulus

In der Schweiz gibt es eine Redewendung: „das Heu nicht auf derselben Bühne haben“. Katholiken und Protestanten haben das Heu nicht auf derselben Bühne. Die nüchtern Landeskirchlichen haben das Heu nicht auf derselben Bühne wie die charismatisch Freikirchlichen. Manchmal haben Männer und Frauen das Heu nicht auf derselben Bühne. Oder Kollegen, die doch eigentlich gut zusammenarbeiten sollten. Oder die Mitglieder eines Presbyteriums, einer Synode, die Geschwister einer geistlichen Gemeinschaft. Der Humanist Erasmus von Rotterdam hatte das Heu nicht auf derselben Bühne wie Martin Luther, obwohl man es doch gehofft hatte. Und Martin Luther hatte das Heu nicht auf derselben Bühne wie der Zürcher Reformator Ulrich Zwingli oder der Basler Reformator Johannes Ökolampad. Und dennoch feiern Sie heute hier in Köln, Katholiken und Evangelische, zusammen mit einer reformierten Pfarrerin aus der Schweiz das Reformationsjubiläum. Das 500jährige. Die Kirche hat sich in den zurückliegenden 500 Jahren weiter zersplittert, könnte man sagen. Oder diversifiziert. Das klingt besser. Und sie hat immer noch Bestand in einer Welt, die sich ebenfalls unaufhaltsam weiter in feindliche Lager zerteilt. Wir hätten längst den Überblick verloren, würden uns die Medien nicht täglich daran erinnern. An alte und neue Konflikte, Rivalitäten, Parteibildungen. Das Heu nicht auf derselben Bühne zu haben, ist nicht die Ausnahme, sondern die Regel. Aber nehmen Sie es nicht so schwer. Es war schon immer so. Es hat überhaupt nicht mit der Reformation angefangen.

Nehmen wir Apollos und Paulus. Auch diese beiden hatten das Heu wohl nicht auf derselben Bühne. Das hat zu Streit geführt, in der Gemeinde von Korinth. Nun hatte Paulus Korinth verlassen – er bereiste mit dem Evangelium den ganzen Mittelmeerraum. Und doch dringen die Konflikte zu ihm, und er fühlt sich genötigt, zu vermitteln. Das macht er ganz geschickt, nämlich ungefähr so: „Mag ja sein, dass Apollos und Paulus das Heu nicht auf derselben Bühne haben, aber wer ist denn schon Apollos, und wer ist denn schon Paulus! Es geht doch gar nicht um sie. Gewiss, der eine pflanzt, also ich, Paulus, ich habe den Anfang gemacht. Der andere begießt das zarte Pflänzlein, also Apollos, der bemüht sich, dass aus dem Anfang etwas wird. Doch das Pflänzlein wachsen lässt weder Paulus noch Apollos. Das ist Gottes Wirken.“ An dieser Stelle macht er vielleicht eine bedeutsame Pause. Und dann sagt er den entscheidenden Satz, den Satz, der die Zersplitterung in Korinth wieder heilen soll. Paulus

sagt: „Beide arbeiten am gleichen Werk.“ Für einen, der das Heu nicht auf derselben Bühne hat, ist das ein grossmütiges Zugeständnis gegenüber dem Rivalen. Aber es ist notwendig, denn auf dem Spiel steht die Einheit der ersten christlichen Gemeinde in Korinth.

Wäre es nicht befreiend, nicht nur für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, sondern vor allem für Gottes Ackerfeld und Gottes Bau, also für die Kirchen in der ganzen Welt, wenn dieser versöhnliche Satz auch für uns gelten könnte: „Wir alle arbeiten am gleichen Werk.“ Und wenn wir unser Ohr neigen zu unseren Gemeinden, gerade so, als wollten wir das Gras wachsen hören, also richtig selbstvergessen und zugewandt, spüren wir dann nicht, was Männer und Frauen in unseren Kirchen ersehnen? Dass es ihnen um die *Einheit* der Kirche geht, nicht um den Erhalt ihrer jeweiligen Besitzstände. Hat nicht gerade Gottes Ackerfeld einen Durst danach, dass sich Gottes Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter – Frauen *und* Männer! - endlich uneingeschränkt akzeptieren, und kann auf diesem Ackerfeld je etwas wirklich wachsen und gedeihen, wenn dieser Durst nicht bald einmal gründlich und nachhaltig gestillt wird? Über den einmaligen Feiertag hinaus.

Es gibt eine Sehnsucht nach Einheit. Menschen, die das Heu nicht auf derselben Bühne haben, sehnen sich danach. Sie sehnen sich danach *backstage*, hinter den Kulissen. Wenn sie erschöpft von Machtkämpfen und ermüdet von Sitzungen bei einem Bier den Tag ausklingen lassen. Wenn sie alleine sind und ehrlich mit sich selbst. Wenn sie im stillen Kämmerlein ohne Zuhörerschaft beten, allein mit dem, der sie das beten gelehrt hat. Es ist die Sehnsucht eines ausgetrockneten Ackerfeldes nach Regen. Es ist die Sehnsucht der ineinandergefügten Steine nach dem Schlussstein, der Gottes Bau vollendet. Es ist die Sehnsucht der Kirche nach ihrem tiefsten Grund und nach dem, der an ihr baut. Durch die Hände der Baumeisterinnen und Baumeister baut er an ihr. Aber vor allem, wenn alle Meister Pause machen.

Der Bau in Basel

Machen wir eine Pause. Ich nehme Sie auf eine Reise rheinabwärts mit. Es ist zugleich eine Zeitreise. Kommen Sie mit mir nach Basel.

Sie stehen auf dem Münsterhügel hoch über dem Rhein, mit Blick nach Kleinbasel, auf die «schäl Sick» und in den Schwarzwald. Hinter ihnen die Chorfassade des Münsters. Rechterhand der Kreuzgang mit der Niklauskapelle. Im oberen Stockwerk der Niklauskapelle - aber das wissen Sie nicht - befindet sich der Konzilssaal. Der heisst bis heute so, denn hier in Basel fand einst ein Konzil statt. Und zwar in dem Jahrhundert vor der Reformation. Von *einem* Papst einberufen, von seinem Nachfolger schleunigst wieder für beendet erklärt, nahm

es seinen Lauf im Schatten der Illegalität. Ein Gegenpapst wurde gewählt, Felix V. Bei seiner Wahl schenkte Papst Felix dem Münster eine Glocke. Auf die kommen wir noch zu sprechen. Das Konzil hatte nicht nur geistliche und innerkirchliche Aufgaben. Es wurden auch politische Themen verhandelt. *Das Mittelalter war die Zeit des politischen Christentums.* Das hatte auch Vorteile. So bemühte man sich auf dem Konzil um eine Vermittlung zwischen Frankreich und England und erreichte wichtige Schritte zur Beendigung des Hundertjährigen Krieges.

Es gibt eine Jahreszahl, die in Basel jedes Kind kennt. 1356. Da hatte nämlich in Basel die Erde gebebt und schweren Schaden angerichtet. Von den ursprünglich fünf Türmen des Münsters wurden nur zwei wiederaufgebaut. Sie setzen heute rein optisch einen starken Akzent, so wie die beiden Türme des Kölner Doms. Im Jahre 1500, am Vorabend der Reformation, liess der Münsterbaumeister Hans von Nussdorf dem Martinsturm die Kreuzblume aufsetzen, und damit war der mittelalterliche Bau vollendet. Mit der Reformation im Jahre 1529 wurde dann auch die Münsterbauhütte aufgelöst. Aber seit gut dreissig Jahren gibt es sie wieder, die Münsterbauhütte. Sie wandert immer rund ums Münster von einer Seite zur anderen, mit ihren Gerüsten und Werkzeugen und Steinmetzen. Denn so eine mittelalterliche Kirche ist aus Sandstein gebaut und bedarf der ständigen Pflege. *Der Bau einer Kirche hört nie auf. Und wenn er aufhört, zerfällt sie.*

In zwei Jahren feiern wir in Basel ein grosses Jubiläum. Das 1000jährige Jubiläum des Heinrichsmünsters. «Heinrichsmünster» ist ein Begriff, den nur Fachleute kennen. Vom Heinrichsmünster gibt es nur noch sehr wenig zu sehen. Aber da so eine Kirche durch alle Katastrophen hindurch ständig weitergebaut wird und sich auch permanent verändert, ist es für mich eigentlich das Basler Münster, das seinen tausendsten Geburtstag feiert. Auch wenn Kaiser Heinrich, der Stifter der Kirche, sein Münster heute nicht mehr wiedererkennen würde. *Aber eigentlich, genau genommen, ist es ja auch nicht seine Kirche. Er hatte bloss das Geld dazu gegeben. Gehören tut sie einem anderen.*

Wahrscheinlich waren Heinrich II. und seine Frau Kunigunde zugegen, als das Münster im Jahre 1019 als Marienkirche eingeweiht wurde. Von Maria ist heute aber im Basler Münster nicht mehr viel zu sehen. Die Reformation hat sie von ihrem Sockel geholt. Dafür gibt es aber in der Krypta Fresken, die die Kindheitsgeschichte der Maria erzählen. Diese steht nicht in der Bibel, weder in der katholischen, noch in der evangelischen. Die Geschichte von Marias Eltern, Jesu Grosseltern, steht in einem Evangelium der alten Kirche, das es nicht in den

biblischen Kanon geschafft hatte. *Eine verborgene Geschichte, verborgen in der Krypta des reformierten Münsters und – man höre und staune – auch im Koran!*

Am Hauptportal des Münsters gibt es ein Podest, auf der einst eine Madonnenfigur gestanden hatte. Dieses Podest ist eine bemerkenswerte Leerstelle. Sie bringt es fertig, einer evangelisch-reformierten Pfarrerin immer wieder in den Sinn zu kommen. Gerade, weil Maria am Münsterportal nicht mehr als Skulptur zu sehen ist, ist sie mir wichtig. Im Münster wird jeden Samstag Vesper gefeiert, ein Tagzeitgebet, bei dem das Magnifikat gelesen wird: Marias Loblied, als sie gewahrt wird, dass sie wirklich und tatsächlich Gottes Sohn empfangen hat und ihn bald zur Welt bringen soll. Worte aus dem Lukasevangelium: «Meine Seele erhebt den Herrn und mein Geist freut sich Gottes, meines Heilandes.» Mit diesem Gebet der Maria kann auch eine evangelische Seele jubilieren. *Was ich sagen will: am Basler Münster kann man nicht Pfarrerin sein, ohne ständige Tuchfühlung mit dem, wovon sich die Reformation getrennt hat. Am Basler Münster kann man nicht predigen, ohne immer wieder auf Geschichten zu stossen, die nicht in der Bibel stehen und die die Frömmigkeit der Menschen durch die Jahrhunderte hindurch trotzdem geprägt haben.*

Die Papstglocke

Und nun zur Papstglocke, die Sie gewiss an den Dicken Pitter erinnert, wenn ich sie jetzt beschreibe. Denn nie klingt das Geläut am Münster so volltönend wie an den seltenen Tagen im Jahr, wenn mit allen anderen Glocken auch die Papstglocke im Einsatz ist. Auf ihr steht geschrieben: "Einen anderen Grund kann niemand legen ausser dem, der gelegt ist, welcher ist Christus!" Nur zu den höchsten Kirchenfesten und an den staatlich verordneten Feiertagen wird die Papstglocke entfesselt, um dem Geläut ihren tiefsten Ton beizusteuern. Zu Silvester hat die Papstglocke gar einen ganz einsamen Auftritt. Feierlich zerreisst sie die angespannte Stille, die über jedem Jahreswechsel liegt. Könnten wir bei ihrem Klang die Worte mithören, die auf ihr geschrieben stehen, würde sie uns an der Schwelle zu jedem neuen Jahr gemahnen: "Einen anderen Grund kann niemand legen, ausser dem, der gelegt ist, welcher ist Christus!" Ausgerechnet eine Papstglocke erinnert mich an einen Kernsatz der Reformation!

Päpste kommen und gehen. Konzilien werden einberufen und für beendet erklärt. Reformbewegungen lassen sich domestizieren oder führen zu Spaltungen. Unentwegt ändert sich die Gestalt der Kirche. Nur einer liegt allem Wandel treu zugrunde und lässt sich nicht wegschaffen: Jesus Christus. Jedes Mal, wenn ich vom Martinsturm herabsteige, halte ich

kurz inne und lasse mir von der Papstglocke sagen, wozu es die Reformation eigentlich gegeben hat und dass sie auch mir im 21. Jahrhundert noch die Richtung weisen will.

Ich möchte die Freiheit des Gewissens nicht missen, die Luthers Aufbegehren gegen den Ablasshandel brachte. Ich möchte die Unterscheidung zwischen Person und Werk nicht missen, die bereits Paulus traf. Sie befreit uns von dem Irrglauben, wir seien nur etwas wert, solange wir etwas leisten. Auch, dass Christus das Fundament der Kirche ist, das jedes Erdbeben und jeden Feuerbrand übersteht, ist mir lieb und teuer. Und dass alle, die getauft sind, einen freien Zugang zur Bibel haben sollen, davon will ich mich nicht trennen. Doch die Bibel im Alleingang zu lesen ist schwer, und kaum jemand tut das noch, auch nicht unter den Evangelischen. Und dass Christus unser Fundament ist, kann zur Floskel verblässen. Dass der Mensch aus Glauben lebt und nicht aus seinen Werken, wird in unseren Leistungs- und Freizeitgesellschaften täglich Lügen gestraft. Und zur Freiheit des Gewissens, auf die wir so stolz sind: sie hat sich verwandelt in das Dogma, Glaube sei Privatsache. Ein Glaube, der bloss Privatsache ist, hätte nie vermitteln können im Hundertjährigen Krieg zwischen Frankreich und England. Und weiter: unser höchstes reformatorisches Gut, die Gewissensfreiheit, braucht eine Gemeinschaft, in der sie sich bilden kann. Und sie braucht Nachbarschaft, an der sie sich reiben kann. Oder umgekehrt: Gemeinschaft, in der sie sich reiben und Nachbarschaft, mit der sie sich bilden kann. Ohne diese Spannungsfelder, in denen wir als Einzelne, als Privatpersonen stehen, wäre unsere Gewissensfreiheit belanglos und käme als Freiheit des *Gewissens* wohl auch gar nicht zustande. Denn das Gewissen braucht Substanz, Nahrung, und dass diese heute fehlt, trägt viel zum Konflikt zwischen den Kulturen bei.

Ja. Das Erbe der Reformation ist wertvoll. Doch vieles davon ist den Menschen nicht mehr verfügbar. Es ist wie mit dem Basler Münsterportal: wo einst eine Marienfigur stand, steht nur noch ein leeres Podest. Wir tun gut daran, nach den Leerstellen zu fragen, die uns umgeben. Dies ist unser gemeinsames Werk, zu dem wir berufen sind, wie einst Paulus und Apollos in Korinth. In Tuchfühlung mit dem, wovon wir uns getrennt haben, bauen wir Kirche und werden zur Kirche erbaut. Ja, ich möchte sogar noch weitergehen: in Tuchfühlung mit dem, wovon wir uns getrennt haben, bauen wir die Gesellschaft, in der wir leben.

Die Kirche erinnert uns daran, dass diese Gesellschaft keine Festung ist. Denn eine Kirche hat etwas Wehrloses. Gerade das Basler Münster mit seiner tausendjährigen Vergangenheit kommt mir manchmal vor wie ein Kind, dessen Eltern sich getrennt haben. Durch den Streit der Eltern verletzt, steht es dennoch liebend zwischen ihnen und sehnt sich nach ihrer Versöhnung. In gewisser Weise ist

es sogar über die Eltern hinausgewachsen: man muss nicht einmal Christ sein, um es zu betreten. Es vermittelt, wie der Kölner Dom, Menschen aus aller Welt Geborgenheit. Es sind Menschen, die das Heu nicht auf derselben Bühne haben, aber irgendwie doch in derselben Burg Schutz suchen. Amen.